

VORWORT

Gedichte schreiben

Gedichte schreiben erfordert eine unglaubliche Konzentration und Präzision. Da hat jedes Wort Gewicht, jede Silbe, jede Zeile, jede Strophe, jeder Klang.

Und doch kommt es darauf am wenigsten an. Der Sinn ergibt sich zwischen den Zeilen, im inneren Schall der Worte. Das Unhörbare ist das Eigentliche, was sich beim Hören einstellt.

Das Gerüst wird mir zugeflüstert. Die Worte fallen mir zu. Ich fange sie auf und halte sie fest. Sie kommen mit unglaublicher Geschwindigkeit, so leicht, dass sie kaum zu fassen sind. Und sie kommen in den unmöglichsten Momenten, beim Duschen, beim Einkaufen, beim Sinnieren. Schreibe ich sie nicht sofort auf, sind sie für immer verloren. Ich habe das Gefühl, die Worte weder zu suchen, noch zu finden, sondern sie sind einfach da. Wie ein Wald aus Worten, in dem ich spazieren gehe. Gehe ich aus den Wort-Wald heraus, sind sie weg. Nur in ihrer Nähe kann ich sie fassen. Es ist, als würde ich ein Zimmer aufschliessen, hineingehen und dort, statt Menschen, Worte treffen. Ich will damit sagen, dass Worte ein Eigenleben und somit, wie alles, was lebt, auch ihren Selbstlauf haben. Ich muss sie nicht antreiben. Sie kommen zu mir. Zur rechten Zeit. Fast immer als Ausdruck einer Synchronisation zwischen mir und dem lebendigen Geist der Dinge um mich herum. Vielleicht ist es das, was man Zauber nennt. Es stellt sich blitzartig ein, in einem einzigen Moment. Danach ist alles wieder verloschen. Das ist etwas sehr Geheimnisvolles. Es ist nur greifbar im Jetzt. Nur dieser Moment ist lebendig und im Einklang mit dem Sein. Die Gefühle sind dabei von grosser Tiefe, sozusagen, in Berührung mit dem Ganzen. Es ist, als würde eine unsichtbare, unhörbare Korrespondenz mit meinem Inneren stattfinden, in Verzweigungen meines Selbstes, die mir unbekannt sind und die im

Dunkeln liegen. Ich staune jedesmal, wenn ich in den Gedichten meine geistige Situation, die mir bis dahin unbewusst war, erkenne. Das Unbewusste offenbart sich in kristallklaren Worten. Erst hinterher, wenn der Verstand begriffen hat und das Unbewusste bewusst wird, kann ich nachvollziehen, was da an Worten zu mir gekommen ist. Es ist die Essenz von dem, was tatsächlich passiert.

“In der Erzähltradition der eingeborenen Amerikaner, dem vielleicht schönsten und wesentlichsten Element ihrer Stammeskunst, heisst es oft, dass jedes gesprochene Wort heilig ist. Sprache ist zyklisch; sie entspringt und mündet in einem Bereich jenseits des Menschen, der aber durch den Zauber der Worte auf der menschlichen Ebene real wird. Der Geschichtenerzähler wird sein eigener Zuhörer, der nicht nur seine Worte hört, sondern auf der Suche nach dem richtigen Ausdruck oder Gedanken auch mit der Seele lauscht.”

Aus: Gerald Hausmann, “Grossvater erzähl mir wie die Welt begann”,
Mythen der Indianer

Stundenlang sitze ich am Meer und höre seiner Musik zu. Über Monate hinweg, jeden Tag. Es ist, als würden die Worte vom Wasser kommen. Als würde sein Hauch sie bringen. Auch die Erde besitzt diesen Hauch. Oder der Berg. Ich schreibe auf, ohne den Sinn zu begreifen. Später brauche ich Distanz und kühle Ernüchterung. Ich sitze vor dem Computer und starre auf den Bildschirm, hohle tief Luft und beginne die Worte zu komponieren. Diese Komposition bedeutet eine ungeheure Konzentration. Ich vergesse, wo ich bin. Bin nur in den Worten. Wenn es kein Weiter mehr gibt, lasse ich die Sache ruhen und schaue die Wortspiele nach ein paar Tagen wieder an und erkenne plötzlich ihren Sinn. Er ist klar und deutlich erkennbar. Die Gedichte sind Reflexionen des inneren Stroms, in dem ich fließe. Irgendwann

stoßen sie an die Oberfläche meines Bewusstseins. Das funktioniert so treffsicher, das es mich verblüfft. Natürlich handelt es sich um einen Glücksfall, wo doch gewöhnlicherweise nichts im Alltag so sehr verzerrt wird wie das eigene Selbst. Treffe ich mein selbst, sprudeln die Worte ohne Anstrengung wie frisches Wasser aus der Quelle. Die Gedichte sind aus reiner Freude entstanden. Mögen die Schwermütigen höhnen und spotten, Licht ist nun mal leicht und schnell.

Gertrude Stein sagt, man solle die Worte kommen lassen wie sie wollen, denn sie kommen ja nur in diesem einen Moment, wo sie niedergeschrieben werden. Danach nie wieder.

Für die Inkas und die alten Peruaner, die angeblich keine Schrift kannten (ihre Quipos gelten nicht als Schrift), war Schrift ein Ausdruck der Dekadenz. Sie sahen sie als etwas Unheilbringendes an. Auch im Alten Griechenland wurden die Legenden mündlich weitergereicht.

Ich lebe in Deutschland, dem Land des Buchdrucks. Noch heute ist Dichtung etwas Kostbares dort. Ihr gehört meine Aufmerksamkeit. Gleichwohl sehe ich in der Schrift etwas Unglückseliges. Schrift bindet, friert ein, legt fest. Die Frequenz wird dabei angehalten, was ein Unding ist. Denn die Schwingungen des Lebens fließen hin und her. Nur der Mensch kann von niedrigen zu hohen Schwingungen wechseln. Und umgekehrt. Kein anderes Lebewesen der Erde kann das. Tiere und Pflanzen haben ihre gleichbleibenden Schwingungen, in denen sie sich wohl fühlen. Verändern sich ihre Lebensbedingungen, gehen sie ein.

Eine Schriftsprache kann dem großen Frequenzspektrum, in dem ein Mensch lebt, nicht entsprechen. Es müsste eine Sprache sein, die Musik wird, in der die Wörter frei tanzen können, ohne Sinn und Verstand. Deshalb gefällt mir ein musikalischer Ausdruck der Sprache, weil er die Freiheit des

Klang in Worte kleidet. Spontan, unmittelbar, authentisch. In den Klängen können die Frequenzen nach Belieben gewechselt werden, doch eigentlich sollten sie nicht niedergeschrieben werden, sondern imaginär, intensiv zum Ausdruck kommen.

Meine Gedichte sind zum Hören gedacht. Sie sollten laut gelesen werden. Das Hören ist ein wichtiger Akt. Denn die Töne haben neben den Worten ein Eigenleben, welches konträr zum Inhalt stehen kann. In den Tönen bewegt sich etwas ganz anderes, etwas Unsichtbares, Unkalkulierbares, Bewegliches das verschieden zu interpretieren und unabhängig vom Dichter und vom Sprecher funktioniert.

Ich schlage
Wurzeln
wie ein Baum
rühr' mich nicht
von der Stelle
bleibe wo ich bin

Tag halt an
bleib steh'n
laß dich nicht unbemerkt
vorüber geh'n

Stunden
Tage
Jahre
rinnen dahin
und mit ihnen
das Leben

Tag halt an
bleib steh'n
laß dich nicht unbemerkt
vorüber geh'n

sind die Blätter abgefallen
das Laub vertrieben
die Worte ausgegangen
und das Fleisch zerrieben

Tag halt an
bleib steh'n
laß dich nicht unbemerkt
vorüber geh'n

Sprich Wolkenmund
Bergflügel schneeblind
windschiefer Regen
liebendes Geheimnis bitte sprich!

wie entsteh'n und wie vergeh'n?
wie sich gewinnen
und wie sich verlieren?

die Wehmut
schmilzt angehaltene Zeit
im Eis
gefrorener Jahre

**Gelegentlich entlegen
am Fuße
der Unendlichkeit
im Haus
der Fäden
fliegen Schmetterlinge**

Des Wortes süßer Mund
auf dem die Blicke
liegen
der Stimme süßer Klang
in dem sich
Ohren wiegen
umgarnen
des Blutes süßen Strom
der rinnt und sinnt
im Wellengang der Liebe

gestern
heut' und morgen
sind im jetzt verborgen
der Schöpfung Sinn
liegt in der einen Zeit
die nicht vergeht
obwohl alles in ihr verweht

Verregnete Sehnsucht
tropfendes Unbekanntes
ich bin
ein weiter Weg
durch die Räume
eines Traumes

Antworten kommen
ohne Fragen
sehen durch die Nacht

auf menschenleeren Fluren
begegnen mir
meine zahllosen Gesichter

ewig bin ich selbst
der Ursprung
nichts will ich werden
was ich nicht schon bin

Die Zeit
wiegt mich
in ihren Armen
summt ein Lied
der Freude

ich lasse mich fallen
in den warmen weichen Tag

das Meer
spannt seine Flügel auf
und fliegt zu mir

Verbannen wir
die Freude
aus dem Herzen
zwitschert kein Vogel mehr
in den Zweigen

Wasser plätschert
fröhlich
singt und summt
weil es fließen kann

im freien Lauf
der Sinne
kehrt alles
zum Ursprung zurück

**Das Blatt
verliert den Baum**

**im Wind
ein Sehnen
und Dehnen**

**das Harte gibt
das Weiche fügt**

**fest und fein
ein Baum
ein Stein**

Die hellen Flecken
meines Lebens
sind Dauer und Nichtvergeh'n

das Bewegliche
ist das Bleibende

aus Kinder
werden Kinder
aus Gedanken
Wirklichkeiten
aus Wirklichkeiten
werden Träume

der Quell des Lebens
rinnt in den Bach
der Bach in den Fluß
der Fluß ins Meer
das Meer in die Wolken
die Wolken in den Regen
der Regen in den Fluß

der Baum der Verwandlung
blüht ewig

das Bewegliche
ist das Bleibende

**Der Mond
ist das Fenster
der Gedanken**

**was die Nacht
abstößt
zieht der Tag an**

**Ein falscher Blick
fällt sterbend
auf sich selbst herab**

**ertrunkene Jahre
verstellen die Uhren
der Zeit**

**Ich durchstreife die Nacht
mit meinen Augen
ein See voller Träume
nimmt mich auf**

**Blicke
können Flammen sein
im Lichtwind des Flußes**

Den Himmel
im Herzen
fliegen die Tage dahin
wandern Blicke
durch uferlose Weite

in verwaister Nacht
erhellte sich
meine schlafende Stirn
ziehen Bilder
wie Vogelschwärme
durch mich hindurch
gehen ihre Wege
und in einer vergessenen Stunde
ziehe ich plötzlich
durch sie hindurch

Zwei Schwalben
fliegen
über den Dächern
der Glückseligkeit

der Windhauch
des Morgens
gibt ihrer Flugbahn
ein Gesicht

gefrorenes Rauschen
im angehaltenen Atem
ritzte ein Gesicht
ins steinerne Geröll

und das Meer schlägt
mit seinen Wellen
ein Gesicht
ins schäumende Getöse

**Stimmen
meines flüssigen Ichs
ergründen
den Goldstaub
der Morgenröte
verwirren Träume
heben Kontinente empor**

**die Zeit
verbringt mich
in bewegungslosen Uhren
dem Takt der Ewigkeit**

Worte hängen
wie Blätter
am Baum

raunen
in schwatzhafter Lust

das Echo des Schweigens
ist der Eulenschrei
des Verborgenen

Ich bewege mich
auf stillgelegten Gleisen
Tage
ohne Anfang
Tage
ohne Ende
Minuten
die nicht beginnen
Stunden
die nicht verrinnen

wo Leben und Tod
eins sind
beginnt die Zeitlosigkeit

**Ich bin
die Sonne
ich bin
der Mond
mein Schnee
fällt
in des Zimmers
hellen Bergen**

Mit Licht beladen
um mich selbst gekommen
weht
unsichtbare Luft
durch mich hindurch

überall und nirgends
draussen drinnen
fühle ich mich rinnen

durch die Ritzen
der Nacht
durch des Nebels
Wolkenschwaden
in des Wohlklangs zarten Laut

Unzählige Male
bin ich in der Sonne gewesen
folgte den Spiralwirbeln
meines Herzens
von Ferne getrieben
an Nähe zerrieben

ich bin
wie sie
in der Wärme ihres Blutes
und ihrer Stimme Klang
ich bin
wie sie
im Augenaufschlag
ihrer Blicke
und in ihrem Gedächtnis
wenn sie mich vergißt

ich bin
wie sie
ein anderes du selbst

**Ich bin
wo ich bin**

**keine Zeit
kein Blick
zurück**

**mein Zimmer
ist die Welt**

Ich baue mir ein Haus
aus selbstgewählten Tagen
sinne vor mich hin
von den Wänden rinnt
ein tropfen Liebe
in den leeren Sinn

das Flötenspiel des Herzens
zieht leise
durch das Sterngras
versiegelter Momente

Verbannen wir
die Freude
aus dem Herzen
zwitschert kein Vogel mehr
in den Zweigen

Wasser plätschert
fröhlich
singt und summt
weil es fließen kann

im freien Lauf
der Sinne
kehrt alles
zum Ursprung zurück

Geisterschiffe
auf der Fahrt ins Blaue
reisen mit mir
als blinden Passagier
vorn im Bug
spukt
der heulende Wind
finsteren Segen
aus häßlichem Schlund
verrennen sich die Zungen
die verbrennen
loben
preisen
den Wüstenstreifen
einer Seele Not

Die hellen Flecken
meines Lebens
sind Dauer und Nichtvergeh'n

das Bewegliche
ist das Bleibende

aus Kinder
werden Kinder
aus Gedanken
Wirklichkeiten
aus Wirklichkeiten
werden Träume

der Quell des Lebens
rinnt in den Bach
der Bach in den Fluß
der Fluß ins Meer
das Meer in die Wolken
die Wolken in den Regen
der Regen in den Fluß

der Baum der Verwandlung
blüht ewig

das Bewegliche
ist das Bleibende

Durch's Fenster
fällt ein Schimmer
Liebe
auf's Gesicht

Zauber
tropft
von taunassen Lippen

Worte reiten
versonnenen Tags
auf federleichten Wolken

Zwei Schwalben
fliegen
über den Dächern
der Glückseligkeit

der Windhauch
des Morgens
gibt ihrer Flugbahn
ein Gesicht

gefrorenes Rauschen
im angehaltenen Atem
ritz ein Gesicht
ins steinerne Geröll

das Meer schlägt
mit seinen Wellen
ein Gesicht
ins schäumende Getöse

**Ich bin
die Sonne
ich bin
der Mond
mein Schnee
fällt
in des Zimmers
hellen Bergen**

**In Freude
ringen Spinnen
leere Höhe
tiefer Kraft
verborgene Stille
hält
im Dunkeln lange nach**

**Gedichte von Gundula Schulze Eldowy
entnommen dem Band „Zeitblind“, 2017**

Geisterschiffe
auf der Fahrt ins Blaue
reisen mit mir
als blinden Passagier
vorn im Bug
spukt
der heulende Wind
finsteren Segen
aus häßlichem Schlund
verrennen sich die Zungen
die verbrennen
loben
preisen
den Wüstenstreifen
einer Seele Not

Ein Mann
sucht sein Bildnis
im Herbstlaub
des Vergessens
Schattenwinde
erloschenen Feuers
treiben in umherziehender Luft
blinder Gruss
am fortgewehten Ort
und ein Lächeln
in Schweigen

Verborgene Wahrheiten
verdrehen mir den Kopf
verlieren sich
in endlosem Schweigen
die falsche Haut
verglaster Wände
verzerrt mein Gesicht
zu einer wehen Sonne
und ein weher Mond
schlafwandelt
in trüben Nächten
durch ausgestorbene Räume

Wackeln Wände
auf festem Grund
zünden Brände
verkohlter Glut
starrer Sinn
verloren treibt
ein Herz dahin

Das Boot

Manchmal geht das Staunen dieser Welt
einher mit
kräftigem Gelingen. Träume schwinden auf
den Sonnenuhren in dunkle Ecken der
Gespinnste.

Geborgenheit ins eigene Ich gibt ein wenig
Zuversicht. Das Laufen auf den Straßen
fremder Städte lockt den schrillen Ruf der
Vögel an. Auch Blätter spüren deinen Hauch:
Nicken, wippen, schnippen. Ein großes JA im
rauschenden Geflecht der Adern. Ein großes
JA die Stimme deiner
Kraft. Mag Regen auch den Asphalt glätten.
Würmer, Spinnen, Käfer brechen aus dem
Schutz der Erde aus, begegnen deinen
Schritten, streifen dein Gemüt. Zeitlos
Wandel. Blatt von Baum zu Baum. Im Schnee
der Welt gerinnt das Blut der Jahreszeiten.
Vergeblich müht der Mensch sich ab,
starr und fest zu bleiben. Wie ein Boot
schaukelt er auf Wellen. Solange wie die
Winde weh'n, solange wie sein Feuer glüht, ist
Todesruhe nur ein Schein.

Erst wenn das Schiff am Ufer dann
gestrandet, im trockenen Sand verstaubt,
schwebt das Herz durch uferlosen Raum.

Im funkelnden Kristall das Lied der
hellen Schwingen. Lichterloh, wie
eine Fackel, brennen Blitze sternenklar.
Geister schwirren in den Köpfen
frei nach Herzenswunsch, binden alle
Kraft mit Macht. Schwarzes Licht der
Triebe. Wie Blei drückt der Staub der
Kümmernis auf düstere Seele. Worte
rinnen, wie von Sinnen, flüstern sich
in Kampfesrausch. Häupter neigen
ihre Kelche in erloschener Glut.
Stoppt den Willen, der vernarrt,
beharrt.
Im Klang der Stimmen wiegt die
Sonne sich
im Schein.
Die Welt entsteht im Singen.

*Zeitblind - Gedichte im Wind von Gundula Schulze
Eldony, 1993-2015*